

Zwei Prosastücke

Autor(en): **Meylan, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **53 (1973-1974)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Prosastücke

Stilleben mit blauer Kugel

Ich habe nicht gewusst, dass es so schwierig ist, bei geschlossenen Fensterläden zu leben, zumindest damals nicht, als ich mir vornahm, das Haus nicht zu verlassen, bis die Aussenrenovation fertig sei. Das war vor einem Monat, im April, ein warmer Tag für die Jahreszeit, Föhnstreifen am Himmel, die Fassaden der Stadt von verfrühtem sommerlichem Weiss. Am Nachmittag gab ich die Lebensmittelbestellung auf: viel Tiefgekühltes, dazu dreissig Büchsen Fleischkonserven, dreissig Büchsen Gemüse- und dreissig Büchsen Fruchtkonserven, ausserdem ansehnliche Mengen Reis und Teigwaren, Zucker, Mehl, auch Salz, nicht zu vergessen die zwanzig Tafeln Butter, die vier Flaschen Öl, Vollkornbrot, mehrere Pakete Knäckebrot, Biskuits, Kaffee und Tee und vieles mehr.

Den Männern, die die Sachen am Tag darauf ins Haus schafften, gab ich Anweisung, alles, was nicht in den Kühlschrank gehörte, wallartig auf dem Küchenboden aufzustapeln. Der eine davon, ein langer Rothaariger, der sich mit ein paar Spässchen über Notvorrat und welcher Krieg denn ausgebrochen sei, anbiedern wollte, verstummte auf einmal vor der Ernsthaftigkeit meiner Absichten, die mir offenbar ins Gesicht geschrieben stand, nahm schweigend sein Trinkgeld in Empfang und verschwand hinter seinem Kollegen, um einige Zentimeter kleiner geworden, wie mir schien.

Als man draussen damit begann, den Verputz abzuspitzen, hatte ich mich an meinem Schreibtisch niedergelassen. Ich sage niedergelassen, weil ich im Sinn hatte, hier gleichsam zu leben, über einem Manuskript, von dem ich noch nicht wusste, ob ein Roman oder eine Novelle daraus würde, ob es überhaupt epischen Charakter haben würde, von dem noch kein Wort existierte ausser dem Titel, an dem ich eisern festzuhalten gedachte: Stilleben mit blauer Kugel.

Drei Stunden nachdem das Klopfen eingesetzt hatte, konnte ich mir das Leben ohne den gleichmässig auftreffenden Laut schon gar nicht mehr vorstellen. Es gab da verschiedene Tonlagen, höhere, wenn der Hammer auf einen Widerstand stiess, tiefere, die ich mir nicht erklären konnte. Es gab Verzögerungen – man ertappte sich auf einmal dabei, dass man mit Bangen den nächsten Schlag erwartete. Unausdenkbar, wenn er nicht käme – und es gab auch Beschleunigungen. Nach der Mittagspause – noch nie war die

Stille so unerbittlich gewesen – rivalisierten zwei Hämmer miteinander, schlugen zuerst im Takt, bis der eine dem andern davonlief, schlugen wieder im Takt, bis einer insolent langsam wurde.

Als ich das Fenster öffnete, drang Sand durch die Ritzen der Läden. Die ganze Wohnung füllte sich mit unsichtbaren Mengen von Sand. Er gelangte, ich weiss nicht wie, in meinen Mund, zwischen meine Zähne. Er rieselte durch die Seiten meines Manuskripts. Er lag auf dem Fussboden, irgendwo, zwei, drei tückisch knirschende Körner, die immer gerade dort waren, wo man hintrat.

Einmal glaubte ich, eine seitenfüllende Idee zu haben. Ich griff zur Feder, um sie mit fliegendem Puls zu notieren. Da merkte ich, dass es gar keine Idee war, sondern dass ich nur dem Klopfen zugehört und sich mein Gehör so sehr verfeinert hatte, dass ich nun Gräben, Wälle, Risse und Kanten wahrnahm, die von den Hämmern getroffen wurden.

Der Sand blieb, auch als der Verputz entfernt war und man die Fassade abspritzte.

Nun ist der Lebensmittelberg um die Hälfte kleiner geworden. Ich hätte mehr Fruchtekonserven bestellen sollen. Es bleiben mir nur noch drei Büchsen Mirabellen. Draussen ist man daran, Mörtel an die Wände zu werfen, und die Umstellung vom Hämmern auf das neue klatschende Geräusch verursachte mir am Anfang geradezu physische Schmerzen. Es war mir, als bekäme ich von allen Seiten her Ohrfeigen. Nun bin ich aber auch auf das Klatschen sensibilisiert und weiss auch da meine Unterscheidungen zu machen.

Trotzdem habe ich es nicht aufgegeben, über dem Manuskript zu sitzen, von dem nichts als der Titel besteht: Stilleben mit blauer Kugel. Stilleben mit blauer Kugel. Stilleben mit blauer Kugel.

Ich esse Sand, ich gehe auf Sand, ich schlafe auf Sand.

Neben mir auf dem Tisch die Lampe mit der brennenden Fünfundsiebzig-Watt-Birne, der weisse konische Schirm, der Glasfuss: sie ist greifbar da.

Von den beiden Männern, die draussen auf dem Gerüst umhergehen – ich habe sie ja noch nie gesehen, weiss bloss, dass der mit dem Inner-schweizer Dialekt Alois heisst – habe ich gehört, dass man in ein paar Tagen mit dem Abrieb der Fassade beginnen würde. Da ich auf schabende Geräusche besonders empfindlich bin, weiss ich nicht, wie ich dies überstehen werde.

Ich weiss auch nicht, wie es sein wird, wenn ich das Haus nach der Renovation zum erstenmal verlassen werde. Die Vorstellung, die sich allmählich in mein Unterbewusstsein eingeschlichen hat, nämlich, dass die Sonne ebenfalls eine Fünfundsiebzig-Watt-Birne sei, wird sich als grausame Täuschung erweisen.

Das Licht wird mich überfallen, hart, metallenen, dann pochend vor Weissglut.

Ich werde lange eine Sonnenbrille tragen müssen.

Die Leute werden sagen, ich sei lichtscheu geworden.

Knöpfe

Vor einem Jahr waren noch keine Anzeichen davon festzustellen. Vor einem Jahr war eine Person eine Person und ein Knopf etwas Notwendiges aber durchaus Nebensächliches, versteht sich. Aber schon im März fingen sich die Dinge für Gottfried leicht zu verlagern an. Ob es mit dem Einbruch wärmerer Luftmassen zusammenhing oder mit der relativen Jugend unserer Hauptfigur – Gottfried ist heute siebenundzwanzig –, bleibe dem Leser anheimgestellt. Es erfolgte also eine Verlagerung in der Bedeutung der Dinge, die sich zunächst darin zeigte, dass Gottfried irgendwie zerstreut wirkte, wenn immer er jemandem gegenüberstand. Als ob es ihm Mühe machte, die Person ins Auge zu fassen, als ob ihm sein Gegenüber nicht genehm wäre. Im Mai verstärkte sich dieser Eindruck, und im Juni war es so, dass Gottfried den Leuten zu Beginn eines Gesprächs höchstens einmal ins Gesicht schaute, und dann war sein Blick weg, war diffus geworden, wirkte wie aus Stoff. Diese Erscheinung liess sich ungefähr drei Monate an ihm beobachten, bis sich im September etwas einstellte, was ihn seinem gegenwärtigen Zustand bedeutend näherbrachte: Wenn er nun einer Person kurz ins Gesicht geschaut hatte, wandte sich sein Blick darauf nicht mehr gleichsam nach innen, sondern glitt vom Gesicht der Person über deren Hals und verweilte nachdenklich beim Ansatz des Kleides. Es vergingen Monate, bis der Blick jeweils weiterglitt und dann auf dem obersten Knopf, sofern überhaupt Knöpfe vorhanden waren, haftenblieb. Der Leser, der auch nur im entferntesten Frivoles denkt, irrt, denn es war nicht mehr oder weniger als der Knopf, der Gottfrieds Interesse erregte, und dies sowohl bei männlichen als auch bei weiblichen Personen. Es war der Knopf, sein vollendetes Rund, die vier Löchlein, paarweise verbunden durch zwei straffe, schimmernde Fadenstriche.

Knöpfe waren es, die dem Leben Gottfrieds neuen Impuls gaben. Dabei ist nur zu bedauern, dass unser Held in einer Zeit geboren wurde, wo der Knopf zum Massenprodukt degradiert ist, wo Materialien wie Perlmutter und Horn vom Markt so gut wie verschwunden sind.

Und dennoch: Gottfried konnte sich nicht sattsehen an Knöpfen. Es wäre ihm allerdings nie in den Sinn gekommen, sich welche zu kaufen, was doch naheliegend gewesen wäre. Wenn er aber einen auf der Strasse

fand, oder wo immer es auch war, las er ihn sorgfältig auf und trug ihn nach Hause. Im Grunde faszinierte ihn nur der Knopf am lebendigen Objekt, der sorgfältig angenähte, senkrecht im Leben stehende Knopf. Und doch interessierte ihn der Träger des Knopfes wiederum nicht, er war einfach nur notwendig, sowie für uns ein Knopf einfach nur notwendig ist. Es erübrigt sich zu sagen, dass ihm diese vollständige Umkehrung der Dinge übelgenommen wurde, vor allem von den Damen, denn merkwürdigerweise war Gottfried bei allen Eigenheiten das, was man einen ansprechenden jungen Mann nennt.

Dort kommt er übrigens über die Strasse, ein schöner Mensch, schmal in den Hüften, breit in den Schultern, das dunkle, volle Haar halblang geschnitten. Jetzt tritt er an den Tramautomaten, nimmt seinen Geldbeutel hervor, schiebt Nickel in die Geldschlitze. Im überfüllten Tram hält er sich an einem der von der Decke herabhängenden Ledergriffe fest, wiegt sich rhythmisch in den Kurven. Ihm gegenüber steht ein älterer, beleibter Mann in einem längst aus der Mode gekommenen Mantel. Und auf diesem Mantel sitzen drei Knöpfe aus echtem Horn. Gottfried fühlt seine Wangen hohl werden. Bestes Horn mit der ihm eigenen Maserung, von Hand verarbeitet, die Spuren der Säge sind unverkennbar. Eine Qualität, die erschüttert. Gottfried merkt, wie der Speichel in seinem Mund zunimmt, als hätten sich unvermutete Schleusen geöffnet. Sein Atem geht in kürzeren Zügen, und zugleich fühlt er einen feinen, stechenden Schmerz, den er jedoch nicht lokalisieren kann, nicht unbedingt als physisch bewertet, den er jedoch, im Moment, wo er auftritt, nie wieder missen möchte. Seine Nasenflügel manifestieren Beweglichkeit. Fachmännisch gleitet sein Blick über das verarbeitete Material, empfindet zum soundsovielten Mal den Kreis der Rille nach, nach der der abschliessende, randbildende Wulst kommt, kehrt wieder ins Innere des Knopfes zurück, zum verblichenen Zwirn in der Mitte. Schweiss tritt ihm auf die Stirne. Das Licht des Februartages beginnt vor seinen Augen zu flimmern.

«Darf ich einen haben?» hört er sich endlich mit belegter Stimme fragen.

«Wie bitte?» sagt der Mann barsch, indem er seinen Zigarrenstummel aus dem Mund nimmt und zu Gottfried aufblickt.

«Ob ich einen haben darf?»

«Was denn?» sagt der Mann verständnislos.

«Einen Knopf natürlich», sagt Gottfried und ist aschfahl im Gesicht.